

Jahrgang II.

No. 7.

Oktober 1912

KAIN

Zeitschrift für
Menschlichkeit
Herausgeber:

Erich Mühsam



Inhalt: Chemnitz. — Münchener Theater. — Tagebuch ans dem
Gefängnis. — Gedichte. — Bemerkungen. — Die Teuerung. —
Die tapferen Eisenbahner. — Hervé, der Renegat. — Vom Hofe.

Kain-Verlag München.

30 Pfg.

===== Vom =====

Gedichtbände

„Der Krater“

von Erich Mühsam

ist die zweite, unveränderte Auflage soeben in
neuer Ausstattung im Kain-Verlage erschienen.

Preis 2 Mark.

**Zu beziehen durch jede Buchhandlung
oder direkt vom KAIN-VERLAG,
:: München, Baaderstrasse 1a. ::**

Jahrgang II.
No. 7.

München,
Oktober 1912.

KAIN

Zeitschrift für Menschlichkeit.

Herausgeber: **Erich Mühsam.**

„KAIN“ erscheint im Monat einmal. Der Preis beträgt für das Einzelheft 30 Pfennig (40 Heller, 40 Centimes). Jahresabonnement 3 Mark, (4 Kronen, 4 Francs.) Inserate die zweigespaltene Nonpareillezeile 30 Pfennig. Geldsendungen an „Kain-Verlag“ München. Baaderstrasse 1a.

**Die Beiträge dieser Zeitschrift sind vom Herausgeber.
Mitarbeiter dankend verboten.**

Chemnitz.

Die Genossen unterscheiden bei ihren Parteitagungen zwischen den Stunden, in denen sie sich der Beschäftigung mit ihrer schmutzigen Wäsche hingeben, und denen, wo „positive Arbeit“ verrichtet wird. Chemnitz zeichnete sich durch das imponierende Ueberwiegen der „positiven Arbeit“ aus. Diese Arbeit besteht in der Vorlegung eines höchst respektablen Kassenrapports, in etlichen populären Vorträgen über allgemein interessierende Angelegenheiten, in der Annahme von Parteivorstands-Anträgen und der Ablehnung von Vorschlägen einzelner Delegierter, in der Zustimmung zu phrasentönenden Resolutionen und endlich im dreifachen Hoch auf die internationale völkerbefreiende Sozialdemokratie und dem Absingen der Wahlrechts-Mar-seillaise („das freie Wahlrecht ist das Zei-heichen“), in die die Delegierten begeistert einstimmen. In seiner positiven Arbeit sieht also ein sozialdemokratischer Parteitag einer freisinnigen Bezirksvereins-Versammlung verzweifelt ähnlich.

Mitunter kommt ein lebhafterer Zug in die Langweiligkeit solcher Oesinnungsparade, wenn nämlich bei der Springprozession der Partei in den Revisionismus hinein

(zwei Schritte vorwärts, einer zurück) der zweite Schritt vorwärts aufs Pflaster klappt. Im vorigen Jahr geschah das in Bebels Jenenser Bekenntnis zur imperialistischen Reichspolitik (vgl. „Kain“ I, 7). Den Schritt rückwärts dirigierte in Chemnitz mit Geschick und Geschmack Herr Haase, der neue Parteioberrhirt, in seinem Referat über den Imperialismus. In diesem Jahre hopste man seine zwei Schritte vorwärts mit der Billigung der bei den Wahlen kreierte „Dämpfung“ zugunsten der liberalen Bundesgenossen. Der Rückbopser in den Radikalismus geschah mit der Relegation des Genossen Gerhard Hildebrand aus der Partei.

Ihre schmutzige Unterwäsche behielten die Genossen diesmal mit viel Zurückhaltung am Leibe. Ausser Herrn Radek, dem Protege der „Bremer Bürgerzeitung“, brauchte sich in Chemnitz niemand von seinen Gesinnungsfreunden einen Hundsfott schimpfen zu lassen, und gerade bei der Göppinger Affaire zogen Revisionisten und Radikale so einmütig am gleichen Strang, als ob von ihrer inbrünstigen Gefährtenliebe niemals ein Dresdener Jungbrunnen etwas weggespült hätte. Hildebrand aber wurde mit den zärtlichsten Achtungsbeteuerungen aus der Partei geekelt. Er wird es erst merken, was er für ein Schurke ist, wenn die Presse seiner bisherigen Genossen mit ihm per „ein Herr Hildebrand“ wird diskutieren dürfen.

Der Hass zwischen Revisionisten und Radikalen, dessen hemmungsloses Toben die Debatten der sozialdemokratischen Parteitage seit Dresden so anmutig belebte, schien in Chemnitz bis zu der Gerichtsverhandlung gegen Hildebrand im lauterem Bestreben um harmonische Geschlossenheit erloschen zu sein. Besonders tiefblickende Kritiker wollten bemerkt haben, dass die Revisionisten angesichts ihrer bei Auszählungen immer wieder zutage tretenden numerischen Schwäche bis zu gelegenerer Zeit vor den Radikalen kapituliert hätten, ich glaube, sie irren. Mir scheint die Chemnitzer Tagung gerade dadurch bemerkenswert, dass hier zum erstenmale die prinzipiellen Debatten über die Parteidogmen als überflüssig erkannt wurden, und die

Spaltung der Partei in zwei grundsätzlich gegnerische politische Gruppen als fait accompli in die Erscheinung trat. Die feindlichen Brüder finden sich von jetzt ab miteinander friedlich ab, da sie eingesehen haben, dass das bisher geübte Verfahren der gegenseitigen gröblichen Beschimpfung nicht zu dem erwünschten Ziel der Bekehrung und Verständigung führen kann.

Eine vergleichende Beobachtung der Machtstärke der beiden Unterparteien führt zu sehr lehrreichen Schlüssen. Der sogenannte radikale Flügel besteht auf der demonstrativen Betonung der von Marx und Engels als Leitsätze proletarischer Politik aufgestellten Thesen. Er hält ein revolutionäres Vokabularium für unentbehrlich, um den Glauben an die oppositionelle Mission der Sozialdemokratie nicht untergehen zu lassen. Der radikale Sozialdemokrat glaubt an ein sozialistisches Endziel, und wenn er auch in seinem taktischen Verhalten alles tut, um dieses Ziel nie in greifbare Nähe gelangen zu lassen, so wahrt ihm sein frommer Glaube doch vor sich selbst und vor der begeisterungsgewillten Menge die Würde des Idealisten. Dass seine Anhängerschaft der Zahl nach immer noch die weitaus überlegene ist, erklärt sich daraus von selbst.

Die Revisionisten stellen sich bewusst ausserhalb jeder dogmatischen Umsturzbestrebung. Sie wünschen, eine politische Gegenwartsparthei zusein, mit der einzigen Unterscheidung von anderen Parteien, dass es ihnen ausschliesslich um die soziale Hebung des Arbeiterstandes innerhalb des kapitalistischen Staates zu tun ist. Sie teilen mit den Radikalen den Wunsch nach Erlangung der politischen Macht. Sie wollen mit dieser Macht aber nicht die Umwälzung der gesellschaftlichen Einrichtungen erkämpfen, sondern lediglich die Möglichkeit, auf die bestehenden und im Wesen für gut befundenen Verhältnisse im demokratischen Sinne einzuwirken. — Es ist klar, dass dieser Parteiflügel aus dem Proletariat den geringeren Zulauf hat, bei den staaterhaltenden Elementen der Gesellschaft aber die grössere Sympathie.

Aus der Vergleichung der beiden Tendenzen in der deutschen Sozialdemokratie ergibt sich notwendig die von den Entwicklungstatsachen seit Jahren bestätigte Folge, dass auf den Parteitag die Anträge der Radikalen stets die grössere Aussicht auf Annahme haben, dass aber die reale Macht des Revisionismus trotzdem und unbeschadet der numerischen Stärkeverteilung innerhalb der Parteigenossenschaft ständig wächst. Somit können beide Gruppen fortan in Eintracht nebeneinander wohnen. Denn beide erreichen, was sie ihrem Charakter gemäss anstreben müssen: Die linke Seite den schönen Applomb der Annahme ihrer Anträge, die rechte die schwindende Wirksamkeit der auf überholte Axiome gestützten Massnahmen.

Hildebrand ist ausgeschlossen worden — gewiss. Aber Ludwig Frank konnte unmittelbar nach dem Parteitag in einer Mannheimer Versammlung den Grundsatz proklamieren, es komme nicht auf die theoretischen Lehren an, die ein Genosse verbreitet, sondern auf den praktischen Nutzen, den der Einzelne der Partei bringe. Dass diese Ansicht in einer Partei Geltung gewinnen kann, deren Programm auf bis zur Intoleranz straffen (wenn auch logisch nicht haltbaren) Theorien fusst, kennzeichnet das Mass der Entfernung zwischen rechtem und linkem Flügel.

Vor die Wahl gestellt, welcher der beiden Richtungen der zukunftsgläubige Mensch seine Sympathieen zuwenden soll, tut einem das Herz weh. Manche meinen, die Revisionisten seien wenigstens so ehrlich, ihre Advokatenpolitik nicht mehr mit revolutionären Redensarten zu verbrämen. Die so urteilen, mögen einmal einen revisionistischen Parteibonzen in einer Arbeiterversammlung spektakeln hören. Das Register der brandroten Phrasen beherrscht der so virtuos wie der rötteste Radikale: nur merkt man, dass er auch anders kann, dass er mit Vorsicht hetzt, dass er bremst, sobald er fürchtet, seine Worte könnten über die Stimmung des Augenblickes hinaus erhitzen. Wer daran zweifelt, dass die Herren Revisionisten bewusst täuschen, wenn sie ins radikale Horn stossen, der

sei an Vollmars freches Wort erinnert, der bei der Erwähnung der gewaltigen Tat der Pariser Commune meinte, man solle die Erinnerung daran fürs Schaufenster reservieren. —

Die Radikalen sind menschlich noch immerhin erträglich. Was von ihnen abstösst, ist aber die dumme Annassung, mit der sie die Marxischen Verschrobenheiten als den allein „wissenschaftlichen Sozialismus“ reklamieren. Alles andere ist „Utopie“. Als ob es je ein Zukunftsideal geben könnte, das nicht Utopie wäre, und als ob je eine Idee verwirklicht wäre, die nicht einmal Utopie war! Aber die auf eine vergewaltigte Logik gegründete, von einer spekulativen Philosophie abhängige, rechnerisch verkehrte, von allen Erfahrungen desavouierte Oekonomie Marxens ist unantastbare Wissenschaft. Bei dieser kritiklosen Arroganz ist es nicht verwunderlich, dass das praktische Tun der Herren zu ihrem theoretischen Bekenntnis in immer lächerlicheren Gegensatz gerät, und dass sie trotz ihrer zahlenmässigen Ueberlegenheit den revisionistischen Tendenzen in der Partei immer grösseren Einfluss einräumen müssen, was wiederum den sozialdemokratischen Wahn von der Unbezwinglichkeit der grösseren Ziffer sehr hübsch illustriert.

Als auf dem internationalen Kongress in Amsterdam im Jahre 1905 Jaurés den drei Millionen deutschen Sozialdemokraten ihre gänzliche Einflusslosigkeit vorhielt, erwiderte ihm Bebel: Lasst uns nur erst acht oder zehn Millionen Stimmen haben, denn werden wir schon zeigen, was wir können. In Chemnitz sprach Haase denselben Gedanken aus und gab zu, dass die vier Millionen Wähler von 1912 noch gar keine positive Macht bedeuten. Beide Herren scheinen nicht bedacht zu haben, dass die Stimmenzahl, die sie für nötig halten, um damit erfolgreich aufzutreten zu können, garnicht anders erreicht werden kann, als durch Heranziehung des Bürgertums zur sozialdemokratischen Unterstützung, und zwar in noch viel weiterem Umfange als sie bisher schon geübt wird. Wir haben

alle gesehen, wieviel Konzessionen die Partei den mit dem Kapitalismus völlig einverstandenen Kleinbürger bei jeder Wahl macht, um seinen Zettel zu kriegen. Sollen jene Reserven bis zur Komplettierung der verdoppelten und verdreifachten Zahl sozialdemokratischer Wähler mobil gemacht werden, so bleibt garnichts anderes übrig als völliger Verzicht auf jede Demonstrationspolitik und völliges Aufgehen in positiver demokratischer Staatspolitik. Die Eroberung der politischen Macht geht somit Hand in Hand mit dem Aufgeben der revolutionären Ziele und hat, wenn sie perfekt ist, garnicht mehr die Möglichkeit, für den Sozialismus gebraucht zu werden.

Aber auch die radikalen Vertreter des Marxismus können von diesem Wege der Konzessionen und Inkonsequenzen nicht mehr zurück. Wollten sie es, so müssten sie ihre ganze parlamentarische Taktik im Stich lassen und Sozialisten werden. Das aber widerspräche dem Wesen der politischen Partei. Dass die Herren einen Mann wie Hildebrand, der die militärische Eroberung exterritorialer Kolonien empfiehlt, aus der Partei ausschliessen, müsste dem denkenden Sozialisten selbstverständlich erscheinen. Trotzdem möchte ich diese Elimination nicht als eine Konsequenz der Genossen bezeichnen, sondern eher als eine Inkonsequenz in ihren Inkonsequenzen. — Viel interessanter als der Ausschluss war jedenfalls das Bemühen der Revisionisten, Hildebrand für die Partei zu retten. Dieser Grad von Toleranz (nach rechts hinüber) zeigt die Tendenz, in der sich die revolutionäre Partei Deutschlands bewegt. Und die Radikalen müssen mit, sie mögen wollen oder nicht

Eine nach aussen sichtbare Spaltung der Partei wird in absehbarer Zeit kaum erfolgen. Die beiden Innenparteien werden noch sehr lange miteinander weiterwursteln. Die Partei wird dabei von rechts her immer mehr Wähler ansetzen, während nach links hin die enttäuschten Arbeiter nach und nach den Weg ins Freie finden werden. Eingeweihte wissen längst, mit welcher Sorge die sozialdemo-

tratischen Seelsorger schon heute das langsame aber stetige Anwachsen der anarchistischen Bewegungen beobachten.

Münchener Theater.

Vor einem Monat versprach ich, hier auf die schleimige Geschmacklosigkeit zurückzukommen, die Herr Georg Fuchs mit seiner „Nachdichtung“ von Calderons Trauerspiel „Der standhafte Prinz“ begangen hat. Die frische Empörung ist seitdem verraucht, und es ist mein Entschluss, das „Misterium“ modern zu lassen, wo es verdientermassen eingesagt ist. Nur ein kritisches Wort, zu dessen Autorschaft ich mich bekennen muss und das allzu eifrig weiter gegeben wurde, möchte ich revozieren. Ich sagte gleich nach der Aufführung 4u Freunden: „Fuchs, du hast es ganz gestohlen“. — Das ist leider unrichtig. Alle Ersetzung Calderonscher Dramatik durch Geschwätz und Salbaderei ist von Fuchs selbst, alle Zutat an frommen Wunden und frommem Brimborium ist von ihm, kurz alles, was die Bezeichnung der Tragödie als „Misterium,“ begründen sollte und was aus Calderons starkem Drama den larmoyanten Schmalzfladen machte, bei dessen Genuss dem Publikum übel wurde. Steinrück's Regie wies grosse Köstlichkeiten auf. Doch sollte in Zukunft der Verein „Münchener Volksfestspiele“ einem Künstler von seinem Range vor sauberere Aufgaben stellen als vor die Inszenierung Fuchsischer Anbietungsversuche an die bayerische Landtagsmehrheit, Herrn Fuchs selbst aber muss geraten werden, künftighin sein christkatholisches Gemüt anderswo zu betätigen als im Theater. Jedenfalls möge er, wenn ihm schon jede eigne dramatische Erfindung von seinen Schutzheiligen versagt ist, seine Finger von den Gebeinen grosser Dichter fernhalten. Das Saumensch von Muse, von dem sich Georg Fuchs geküsst fühlt, hat mit dem Genius Calderons nie eine Liaison gehabt.

Ein Strindberg-Abend im Residenztheater gibt Anlass zu freundlicheren Bemerkungen. Der Akt „Mutterliebe“ freilich, der dramatisch und psychologisch zu den stärksten Strindberg-Arbeiten gehört und die seelische Knebelung eines lebensfreudigen Mädchens durch ihre egoistische Mutter in beklemmender Wahrhaftigkeit enthüllt, geriet unter der Regie des Herrn Dr. Kilian nur zu einer recht dürftigen Aufführung. Wobei ein paar sehr starke Momente des Frä. Hohorst als Tochter und die künstlerisch brillante Gestaltung einer intriganten alten Schachtel durch Frau Conrad-Ramlo rühmlich hervorgehoben werden müssen. — Dagegen war „Wetterleuchten. Ein Kammerspiel in drei Szenen“ ebenfalls in Kilians Inszenierung eine

sehr lobenswerte Darstellung. Steinrück spielte die Hauptrolle, und so ging sein Geist durch alle Bilder und Vorgänge. Die fast erschreckende Natürlichkeit dieses Mannes, die das Theater völlig vergessen macht, gab dem ganz in der Erinnerung an seine geschiedene Frau und ihr Kind lebenden pensionierten Beamten die greifbarste Wirklichkeit. In Herrn Basil als Bruder des Herrn fand Steinrück einen ausgezeichneten und ebenfalls überaus lebenswahren Gegenspieler. Der Konditor Stark, der alte Hausgenosse wurde von Herrn Schröder wirksam verkörpert, und Gerda, die geschiedene Frau, die nach zehn Jahren plötzlich wieder in den Gesichtskreis des Gatten tritt und damit alle guten Erinnerungen in seinen Herzen zerstört, erhielt durch Frau v. Hagen Sichtbarkeit und Glaubhaftigkeit . . .

Im Schauspielhause fand hier zugleich mit den Premieren an x anderen Bühnen Leo Birinski's Tragikomödie „Narrentanz" ihre Uraufführung. Die meisten Kritiker haben das Werk abgelehnt, einige sogar recht schroff. Ich glaube es schon deswegen verteidigen zu sollen, weil sich darin ein recht starkes theatrales Talent verrät, und weil das Stück von einem Autor ist, dessen Jugend zwar Warnung aber auch Ermutigung verdient. — Dabei will ich gleich bemerken, dass ich mich schroffer als irgend ein anderer Kritiker gegen die Arbeit ausspräche, wenn ich den Vorwurf berechtigt fände, dass es auf eine Verhöhnung der russischen Revolution abgesehen sei. Denn ich glaube an die Bühne als moralische Anstalt und gebe die Berechtigung eines l'art pour l'art-Standpunktes für das Theater nicht zu.

Die mächtigen Emotionen, die in der Mitte des vorigen Jahrzehnts Russland erschütterten, haben dem Russen Birinski schon den Stoff zu seiner Tragödie „Moloch" gegeben. Gegen den Versuch, diesen ernsten Ereignissen auch lustige Seiten abzugewinnen, habe ich moralisch nichts einzuwenden, zumal im „Narrentanz" wirklich nur die 'korrumpierte Beamtschaft, aber nie und nimmer die Begeisterung und der Opfermut der Revolutionäre in verächtlichem Lichte erscheint. Im zweiten Akt, in der grossen wirren Diskussion der Revolutionäre (übrigens der weitaus stärksten, dramatisch wirksamsten und menschlich wahrsten Szene der Komödie) ist jeder einzelne freudig bereit, das fingierte Attentat des Gouverneurs auf sich zu nehmen, und das ganze Stück hindurch erkenne ich wohl die leise Ironie des Autors gegenüber dem unbehilflichen Eifer der jungen Leute, nirgends aber entfernt eine Verspottung ihrer Ergriffenheit. Auch die Voraussetzung der Handlung scheint mir nicht gesucht. Es ist sehr wohl möglich, dass die Revolutionäre ein Gouvernement „revolutionsfrei" halten, um dort vor Polizeichikanen sicher zu sein und gefährdete Kameraden, wichtige Papiere und Waffenvorräte unbehelligt zu beherbergen. Dass dem gewinnsüchtigen Gouverneur, der fortwährend von der Regierung

Geld verlangt, die Ruhe in seinem Distrikt sehr unbequem ist, kann ebenfalls glaubwürdig gemacht werden, und komische Komplikationen ergeben sich aus solcher Umkehrung der Wahrscheinlichkeiten von selbst. Die Verlegung des Waffenarsenals und des Archivs in die Wohnung des Gouverneurs, das aufgezwungene Liebesverhältnis des Vertrauensmannes der Gruppe mit der Frau des Gouverneurs sind unbeanstandbare Lizenzen des Komödienschreibers.

So wäre die Idee des Stückes kein Grund, mit Herrn Birinski unzufrieden zu sein. Leider hat aber die Gestaltung selbst arge Schwächen. Ein Drama, das kräftig einsetzt und schwach endet, mag im Leben üblich sein, auf der Bühne ist es unmöglich. Der erste Akt ist ein famoser frischer Schwank, der zweite eine intelligent gearbeitete, wirksame Milieustudie, der dritte ein in unnatürliche Länge gereckter szenischer Einfall und der vierte ein Nichts, eine gekünstelte und in jeder Hinsicht unbefriedigende Auflösung der Schwankidee in einen tragischen Effekt, dessen Tragik schwankmassig behandelt wird, und der daher im Zuschauer die peinlichsten Empfindungen bewirkt. Dazu die groteske Ungeschicklichkeit, als Schlusspointe die Enthüllung eines Vorgangs hinzusetzen, dessen Zeuge das Publikum im ersten Akt selber war. Die Zusammenziehung der beiden Schlussakte und die Abänderung des Ausgangs, die Birinski inzwischen vorgenommen hat, können dem Werk bestimmt nichts schaden. Hoffentlich nützen sie ihm.

Auch Einzelheiten sind nicht immer erfreulich. Die Figur des Bauers Nikiita („Tun Sie mir um Gotteswillen kein Unrecht) ist von Tschchow her zu bekannt, als dass sie noch einmal so ausgiebig benutzt werden dürfte, wie Birinski es tut. Aergerlich war mir die Gestalt der Mascha, der einzigen Revolutionärin des Stückes. Diese quitschende, lärmende, hysterische Person ist gewiss nicht die typische Frau der russischen Erhebung. Ich kenne russische Revolutionärinnen, die aber anders geartet sind, und sicher charakteristische! gewirkt hätten als Birinskis alberne Gans. Sein Drama hätte einer viel kräftigeren Ton gehabt, wenn an Stelle der Mascha eine Frau gezeichnet wäre, wie sich jeder, der in diese Kreise Einblick hat die Terroristin vorstellt: Das ist die starke, sinnliche, überragend intelligente, zum Auessersten entschlossene Frau, die den Männern erst die Aktivität gibt und die in allen Phasen der russischen Revolution das Temperament, die Kraft und die Initiative der ganzen Bewegung gewesen ist.

Das Wissen um seine grosse theatrale Begabung sollte Herrn Birinski zur Vorsicht mahnen. Er ist in Gefahr, sein dramatisches Talent um szenischer Wirksamkeiten willen zu verkitschen. Bei den Anlagen, die sich im „Moloch“ und im „Narrentanz“ verraten, kann

man vielleicht viel bessere Bühnenstücke von ihm erwarten, die sowohl dramatisch gehaltvoll als auch theatralisch geschickt sein mögen.

Die Darstellung — unter der Regie des Herrn Direktor Stollberg — war nur teilweise befriedigend. Herr Jessen als Gouverneur, hatte eine gute Auffassung seiner Rolle. Doch störte mich sein ermüdendes Organ. Die wichtige Figur des Kosakow war ganz unbeholfen und armselig, wie denn ihr Darsteller gewöhnlich mit Unrecht Talent beanspruchende Rollen anvertraut bekommt. Sehr lustig spielte Herr Heller den Sekretär und Herr Siegfried Raabe den Bauernrottel. Frau Schaffer betonte die Hysterie der Mascha, statt sie zu kachieren. Recht gut gefiel mir Herr Burghardt als der distinguerte Jude Goldmann, und ganz ausgezeichnet Frau Glümer in der Episodenrolle der mauschelnden Christin Katharina. Seit Gustav Waldaus Weggang vom Schauspielhaus ist diese Frau fast die einzige Kraft des Theaters, in der starke moderne Künstlerschaft lebt. Die schönen Bühnenbilder, die Herr Ferdinand Götz zu schaffen weiss, entschädigen auf die Dauer nicht für die Mängel der Regie und der Darstellungskunst im Schauspielhause.

Tagebuch aus dem Gefängnis.

(Fortsetzung.)

Ich stand inzwischen wie auf Kohlen. Gleich sollte sich's entscheiden, ob ich freigelassen würde oder ob man mich — vielleicht schon diese Nacht — nach München transportierte. So war ich froh, als der Riese zurückkam und der Glatzkopf rief: „Mühsam, kommen Sie mit!“ — Der Mann führte mich — wieder mit ausgesuchter Unhöflichkeit — vor den Untersuchungsrichter, einen Mann mit englischem Schnurrbart und etwas blasiertem, aber elegantem Exterieur. „Sind Sie Mühsam?“ fragte er mich. „Ja.“ — Er erklärte mir nun, er habe mir zu eröffnen, dass gegen mich eine Voruntersuchung eingeleitet sei, da ich hinreichend verdächtig wäre, die Gruppen „Vagabund“ und „Tat“ begründet und darin in Gemeinschaft mit dem gleichfalls angeklagten Klavierspieler Karl Schultze (Morax), der wegen einer anderen Sache in Untersuchungshaft sitze, zu einer Reihe Verbrechen, wie Desertion, Einbruch, Falschmünzerei usw. aufgefordert zu haben. Deshalb ersuche der Untersuchungsrichter in München, mich zu verhaften und ins Untersuchungsgefängnis Neu-Deck abzuliefern. Ich wollte gleich zu Protokoll geben, dass die Vorwürfe, die gegen mich erhoben wurden, absurd seien. Der Herr erklärte aber, dass seine ganze Aufgabe sei, mir das Delikt, dessen ich beschuldigt sei, zur Kenntnis zu bringen. Ich fragte nun.

ob das Ersuchen, mich in Neudeck abzuliefern, bedeute, dass ich nach München gebracht werden solle, worauf ich erfuhr, dass das allerdings damit gemeint sei, dass aber erst die Entscheidung über die von mir gegen die Verhaftung eingelegte Beschwerde fallen müsse. Im übrigen sei er, der Untersuchungsrichter, mit der Materie nicht vertraut und wolle sie zur weiteren Erledigung dem Herrn geben, der sie bisher unter sich hatte, worauf er die Akten zu Herrn Assessor B. schickte und mich entliess.

Als ich aus dem Büro trat, sah ich zu meinem Erstaunen meinen Bruder vor mir stehen, der mir mit Kondolenzmiene die Hand schüttelte ... ')

Der Kahle führte mich nun in der gewohnten Manier wieder in das Kalkstübchen, in dem sich die Leidensgefährten von „6 Wochen mit —!“ nicht mehr befanden. Hinter nur wurde die Türe geschlossen, und ich hatte nun Gelegenheit, in dieser Zwischenstation die Lage zu überdenken. Ich war also weder frei, noch wurde ich nach München gebracht. Es blieb vielmehr zunächst alles beim Gleichen. Nur in Einem sah ich klarer. Ich hatte jetzt ein bisschen Näheres über das erfahren, was mir zum Vorwurf gemacht wird. Zuerst beruhigte mich diese Kenntnis, weil ich mir sagte: Das alles ist denn doch zu grotesk, um geglaubt werden zu können. Dann aber stieg mir die Frage auf: Wer mag mich beschuldigen? Es muss doch schliesslich jemand da sein, der diese Dinge entworfen hat, und der dem Untersuchungsrichter glaubwürdig genug vorkommt, um mich auf seine Beschuldigung hin verhaften zu lassen. Von denen, die regelmässig mit uns zusammenkamen, kann ich mir eigentlich keinen denken, der einerseits gegen Morax und gegen mich so gemein zu handeln imstande wäre, andererseits nach dem häufigen Anhören meiner Vorträge, in denen ich es regelmässig ausdrücklich abgelehnt habe, zu einer illegalen Handlung anzureizen, noch so dummes Zeug behaupten könnte. Interessant ist mir, dass die Anklage von der „Gruppe Vagabund“ spricht, die doch in der Tat niemals zustande gekommen ist. Unter den Freunden wurde der Ausdruck fast nie — wenn nicht überhaupt nie — gebraucht. Bleibt übrig, dass ihn der Denunziant aus meinem „Sozialist“-Artikel „Neue Freunde“²⁾ entnommen hat, in dem ich die Hoffnung aussprach, dass wir in München bald eine „Gruppe Vagabund“ haben möchten. Jedenfalls freue ich mich heute schon auf

¹⁾ Der rein private Charakter der Unterhaltung mit meinem Bruder veranlasst mich, die folgenden detaillierten Aufzeichnungen des Tagebuchs auszulassen.

²⁾ Vgl. „Sozialist“. Jahrg. I, Nr. 12 vom 1. August 1909.

die Konfrontierung mit dem Burschen, der sich mir da als erfinderischer Spitzel präsentieren wird³⁾

. . . . Das war das Verhängnis alles Weltgeschehens von jeher, dass neue Entwicklungen, neue Erfahrungen neue Einsichten und neue Kultur nie langsam und sanft daherkamen und im Uebergang der Generationen allmählich wuchsen, sondern dass sie sich elementar Bahn brachen und rücksichtslos zerstörten, was ihnen hinderlich war. Das ist die ewige Wahrheit von der Unumgänglichkeit der Revolutionen und die ewige Entlarvung der revolutionären Lüge. — Und so stand ich nun allein in der kleinen gekalkten Zelle und dachte hin und her und blickte aus dem vergitterten offenen Fenster in den Garten hinaus und sah, wie die Kinder des Inspektors oder der Aufseher auf mich aufmerksam wurden und neugierig hinaufsahen, was für ein merkwürdiger langhaariger, seltsam aussehender Gefangener da im Gewahrsam ihrer Väter war. Und die Zeit ging hin, und ich fragte mich, warum ich wohl so endlos lange warten müsste, bis ich wieder zurück dürfte in meine Zelle Nr. 42.

Endlich kam der Kahlschädel und hiess mich barsch ihm folgen. Beim Gefängnisbüro setzte er mich ab, wo ich ordentlich beruhigt war, das gutmütige Gesicht des Inspektors wiederzusehen. Ich begrüßte ihn und wollte durchs Büro zur Treppe gehen. Da sagte er: „Sie kriegen eine andere Zelle, Herr Mühsam. Lassen Sie Ihre Sachen nur gleich nach 48 bringen. Sie können gleich umziehen.“ Ich ging (die Treppen hinauf und konstatierte nach der Uhr, dass mich der Glatzkopf über eine Stunde in dem kleinen Loch allein gelassen hatte, ganz sinn- und zwecklos, und offenbar nur, um seine Macht zu zeigen.

Inzwischen hatte der Inspektor die Aufseher verständigt, Giesmann wurde heraus geholt, und der Umzug wurde in weniger als zehn Minuten vollzogen. Ich nahm mein bisschen Schreibpapier und die beiden Bücher, Giesmann brachte das übrige, die Decken und Bettüberzüge. Das alles wurde in der grössten Behendigkeit ein Stockwerk höher in Zelle 48 wieder gebrauchsfertig gemacht.

Als ich die Zelle betrat, war ich in der Tat geblendet von ihrer Pracht. Zwar war sie um nichts breiter als Nr. 42, aber erstens um mindestens einen Schritt länger, und dann — was für ein herrliches Fenster ! Und ein richtiger Tisch ! Und ein Stuhl ! Und ein ganzes Waschgeschirr im Metallgestell ! Ich will die Herrlichkeiten einzeln beschreiben. — In der dem Zelleneingang gegenüber

³⁾ Hier folgen wieder längere Betrachtungen ganz persönlicher Art, die sich für die Veröffentlichung nicht eignen. Nur die allgemeinen Schlussätze drucke ich ab.

liegenden Winkel steht der viereckige Tisch, ein richtiger Küchentisch, in dem ich zu meiner grössten Freude eine ausgiebige Schublade entdeckte, die jetzt meine Zigarren und mein Schreibpapier enthält. Der Tisch füllt genau den Raum zwischen den beiden Wänden links und rechts aus und liegt mit der Breitseite an der Hinterwand, Unmittelbar über dem Tischrand erhebt sich, und zwar in der Höhe bis zur Decke, das Fenster, dessen oberes Drittel halb aufgeklappt ist. Vom Rande dieses Teils hängt wie ein Damoklesschwert eine Holzstange so dicht über mir, dass ich beim Aufstehen vom Stuhl stets in Gefahr bin, sie mir in den Schädel zu rammen. An dieser Stange kann man das Fenster nach Bedarf schliessen. Da die Zelle hinreichend geheizt ist, hat sich dieser Bedarf für mich noch nicht ergeben.

(Fortsetzung folgt).

Gedichte.

Testament

*Nein, ich will nicht eher zu Grabe,
eh ich nicht auch die letzten Sprossen
irdischen Glückes erstiegen habe, —
eh ich das Leben nicht ganz genossen;
eh ich nicht alle Frauen umschlungen,
die mich durch meine Träume begleiten,
eh ich nicht alle Lieder gesungen,
die sich in meinen Schmerzen bereiten;
eh ich nicht alle Werke gestaltet,
die sich den schaffenden Geiste entbinden,
eh ich der Führerpflicht nicht gewaltet,
dass die Menschen ihr Wegziel finden;
eh ich nicht fröhliche Augen sehe,
die von Erhebung und Stolz verfängt sind;
eh ich nicht über Äcker gehe,
die statt mit Tränen mit Freude gedüngt sind . . .
Nimmt der Erlöser dann und Vernickte
von meinen Tagen die lastenden Ketten,
sollt ihr den seligsten Menschen und Dichter
tief in befreites Erdreich betten.*

Moses' Tod.

*Und Moses blickte ins gelobte Land
und sah es süß von Milch und Honig triefen,
und sehnte sich vom Berge in die Tiefen,
wo Israel, sein Volk, die Heimat fand.*

*Und Boten trugen Aehren her und Wein.
Kundschafter -priesen Saaten, Land und Flüsse,
und Jubel gabs im Volk und Tanz und Küsse, —
und Moses sah und durfte nicht hinein.*

*Da beugt er sich zu brünstigem Gebet
und sprach zu Gott: „Du hast mich hart getroffen.
Des Menschen Himmel ist allein sein Hoffen.
Doch wehe, wem ein günstiger Wind sich dreht!*

*Der du den Lebenden die Sehnsucht gabst,
nie wieder täusch den Schwärmer, der dir traute.
Den Trank, der sich aus Schaum und Träumen braute,
giess ihn nicht aus, eh du den Durstigen labst!*

*Gott! Hüt dich, dass der Mensch sich nicht empört !
Wo Funken glühen, schüre sie zu Flammen!
Wo Herzen lieben, führe sie zusammen!" — —
Und Moses starb. — Gott hat ihn nicht erhört . . .*

Bemerkungen.

Die Teuerung. Die Früchte der Felder sind durch die masslosen Regengüsse des Sommers verfault. Die Missernte ist allgemein. Zu dieser Not kommt der unerträgliche Mangel an Vieh. Denn die gesegneten Gesetze des Landes prämiieren die Ausfuhr und verhindern die Einfuhr von lebendem Essfleisch. Nicht einmal Gefrierfleisch darf über die deutschen Grenzen. Die Viehzüchter im Reiche haben ein Interesse daran, dass das Volk, das Objekt aller Gesetzgebung, den Ertrag seiner für die Herren geleisteten Arbeit, ausschliesslich zu ihrem, der Gesetzgeber, Nutzen in Nahrung umsetzt. Die Unfähigkeit der Viehzüchter, das Volk ausreichend mit Fleisch zu bedienen, ändert nichts an diesem Interesse, und tritt eine Hungerkrise ein, wie wir sie augenblicklich erleben, so knurrt ja nicht der Magen dessen, dem das Elend der Massen Bedingung zum eignen Wohlstand ist.

Die politischen Vertreter des Proletariats fordern laut und eindringlich die Oeffnung der Grenzen, die Aufhebung der Einfuhrscheine und die Zulassung von ausländischem Konservenfleisch. Das ist ganz schön, und zweifellos wird der entsetzlichen Hungerei dadurch im Augenblick ein wenig abgeholfen werden. Das Volk hat aber gar kein Interesse an billiger Nahrung, es hat nur Interesse an reichlicher und guter Ernährung. Sind die Preise für die wichtigsten Erhaltungsmittel hoch, so hat die Arbeiterschaft ja die Macht, die Kaste, die die Preise bestimmt, zu zwingen, entsprechend höhere Löhne zu zahlen. Hätte jede Preissteigerung die allgemeine Forderung nach höheren Löhnen, die stets durch wirtschaftliche Machtmittel unterstützt werden kann, zur Folge, dann wüssten die herrschenden Mächte recht gut die Möglichkeiten zu finden, die keine Teuerung zulassen. Aber vor Sozialdemokraten von Massenstreik zu sprechen, der auf andere Dinge als auf Wahlrecht abzielt, ist bekanntlich Volksverrat und Spitzelei. Die Initiative dieser Leute erschöpft sich nach wie vor in Resolutionen und in Anträgen an die Majorität solcher Körperschaften, in denen sie selbst Minorität sind. Was sie damit erreichen, erkennt man am besten aus dem Geschimpf, mit dem sie nach monatelanger Anstrengung, die Hungersnot zu beseitigen, immer noch ihre Blätter füllen. Könnte man die Abnahme der nachts auf den Dächern patrouillierenden Katzen statistisch feststellen, dann erhielten die segenvollen Zustände, in denen wir leben, eine besonders liebliche Illustration. — Es ist übrigens unbegreiflich, dass die Regierungen und ihre Auftraggeber, die Grossgrundbesitzer, das Abschlachten von Katzen und Hunden noch nicht als eine Umgehung der Zollgesetze unter Strafe gestellt haben. — Sie könnten sich dabei wie beim Saccharin getrost auf den Standpunkt der öffentlichen Gesundheitspflege stellen. Denn das Volk stirbt viel hygienischer an Hunger als an madigem Fleisch.

Die tapferen Eisenbahner. Im bayerischen Landtag haben die Herren Sozialdemokraten lebhaft mit dem Verkehrsminister darum gestritten, ob die Eisenbahnarbeiter das Recht zum Streiken haben sollen oder nicht. Herr v. Seidlein erklärte schliesslich, er werde sich künftig von jedem Arbeiter einen Revers unterschreiben lassen, dass er auf ein Streikrecht keinen Anspruch mache. Man mag ja der Ansicht sein, dass ein Streik mit Revers und ohne möglich ist. Denn, wenn einer oder zwei oder zwanzig oder zehntausend eines Tages nicht zur Arbeit kommen, dann kann keine Gewalt sie zwingen, ihren blauen Tag zu unterbrechen. — Aber dem „Süddeutschen Eisenbahner-Verband“, einer der Sozialdemokratie eng verschwägerten Gewerkschaft, war der Schrecken doch in die Glieder gefahren. Diese tapfere Gesellschaft hat die ganze Rederei der sozialdemokratischen Spielkameraden Rederei sein lassen und ist winselnd zu Kreuz gekrochen. Sie hat nämlich dem Minister offiziell mitgeteilt, dass sie für ihre Anhängerschaft aus freien Stücken auf das Streikrecht verzichte, dass sie die Bedenklichkeit eines Eisenbahnerstreiks für die allgemeine Wohlfahrt einsehen und solchen Streik für ein gesetzlich unzulässiges Vorgehen halte.

Der Fall ist ohne Beispiel, selbst in der deutschen Arbeiterbewegung. Die „Münchener Post“ sogar lehnt den jammervollen Wisch des Verbandes ab. Eine Gewerkschaft verzichtet aus Angst,

ihre Organisation, von der eine erhebliche Zahl wohldotierter Beamten leben, könne in ihrem Bestand Schaden leiden, freiwillig auf das wichtigste Arbeiterrecht und unterstellt ein Gesetz, das von den wütesten konservativen Schreibern seit langer Zeit mit andauerndem Misserfolg angestrebt wird, als gegenwärtig rechtsgültig. Die sozialdemokratischen Zeitungen und die zentralistischen Gewerkschaftsblätter mögen sich noch so heilig entrüsten über das Verhalten des Süddeutschen Eisenbahnverbandes: Dessen Kläglichkeit bleibt doch immer die Folge ihrer energielähmenden Verständigungspolitik. Die Tariftaktik der deutschen Gewerkschaften bedeutet schon zur Hälfte den Verzicht auf das Streikrecht. Man rege sich nicht auf, wenn eine Gewerkschaft in ihrer Devotion vor dem Arbeitgeber Staat sich nun vor aller Welt in die Hosen macht.

Amüsant ist die nachträgliche Enthüllung, dass der Minister v. Seidlein die Winselei des Verbandes längst kannte, als er seine Philippika gegen die Anmasslichkeit der Eisenbahner hielt. Den Fusstritt haben die organisierten Schlappschwänze redlich verdient.

Hervé, der Renegat. Gustave Hervé ist in sich gegangen. Im Gefängnis ist ihm die Einsicht aufgedämmert, dass die Gedanken, für die er litt, falsch seien. Die Justiz hat ihren grössten Triumph erlebt. Sie hat einen verstockten Sünder gebessert. Wegen seiner antipatriotischen Gesinnung wurde Hervé eingesperrt. Als Patriot hat er das Gefängnis verlassen. Zur Zeit begrüßen die Sozialdemokraten den vernünftig gewordenen Mann fröhlich in ihrer Mitte. Demnächst werden sie ihn wohl in die Kammer entsenden. Und von dort aus ist der Weg ja vorgezeichnet. Aristide Briand hat ihn zu finden gewusst — warum sollte Gustave Hervé ihn verfehlen? Eines Tages werden wir den Antimilitaristen, der bisher die Insurrektion mit Hilfe des „Citoyen Browning“ gepredigt hat, als Kriegsminister der Republik das Schaffort für Deserteure empfehlen hören. — Es tut weh, einer Persönlichkeit, deren Lebensweg man stets mit freudiger Zustimmung begleitet hat, plötzlich seine Verachtung und seinen Ekel aussprechen zu müssen.

Vom Hofe. Schliesslich hat es doch den traurigen Ausgang genommen. Erst vor ein paar Wochen hat Prinz Georg die schöne Rede für die Jesuiten gehalten, und nun ist ihm seine junge Frau abgereist und will nicht wiederkommen. Wo wir uns über das Eheglück des Prinzen Georg schon alle so gefreut hatten. Vorerst sind sich die liberalen Zeitungen nicht ganz einig über die Gründe, die die Prinzessin Isabella nach Wien zurückgetrieben haben. Die Lesart, dass sie infolge unüberwindlicher Abneigung gegen ihren Mann entflohen sei, verdient natürlich keinen Glauben. Es muss schon etwas Ernsteres passiert sein. Und richtig: es hat sich herausgestellt, dass Prinzessin Isabella genötigt wurde, hinter der Prinzessin Gisela zu Tisch zu gehen. Dadurch erklärt sich natürlich alles. — Wie das „Berliner Tagblatt“ femer meldet, ist Prinz Georg aus Gram in das dritte Stockwerk der Residenz gezogen. Nebbich!

Demnächst erscheint der

Kain-Kalender für das Jahr 1913.

Ausstattung wie **Kain-Kalender** für 1912.

Preis 1 Mark.

Sämtliche Beiträge vom Herausgeber

ERICH MÜHSAM.

Bestellungen nimmt schon jetzt entgegen
KAIN-VERLAG, MÜNCHEN.

Zeitungsausschnitte

liefert im **Original** über jedes Gebiet für Gelehrte,
Künstler, Schriftsteller. Fachzeitschriften, Finanziere,
Grossindustrielle, Behörden etc. etc. das bestorganisierte
Bureau sofort nach Erscheinen

KLOSE & SEIDEL

Bureau für Zeitungs-Ausschnitte

BERLIN NO 43

::

Georgenkirchplatz 21

Prospekte gratis!

Erste Referenzen!

Kulturgemeinschaft Freie Generation.

Soeben erschienen:



Jahrbuch der Freien Generation für 1912



**Dokumente der Weitanschauung des Anarchismus —
Sozialismus.**

Aus dem reichhaltigen Inhalt des **128 Seiten** umfassenden, **illustrierten Bandes** heben wir hervor:

Peter Krapotkin: Ueber Leo Tolstoi. - Luipi: Die Grundlagen des freien Sozialismus. — Pierre Ramus: Aus den Folterkammern des Staates. — Aufruf der Internat. Antimilitarischen Assoziation: An die Rekruten Frankreichs ! Fritz Brupbacher: Die Aufgaben des Anarchismus im demokratischen Staate. — Otto Karmin: Syvain Marechal und die Verschwörung der Gleichen. — Alexander Berkman: Der Fehlschlag des Kompromisses zwischen Ideal und Wirklichkeit — Andreas Kleinlein: Der Syndikalismus in Deutschland. — Domele F. Nieuwenhuis: Aus dem Leben eines revolutionären Kämpfers etc. etc. oo

Einzelexemplar (inkl. Porto) Mk. 1—, bei Bezug von 3 Exempl. für insges. Mk. 2.25.

Sämtliche Geldsendungen richte man an :

Rudolf Grossmann, Klosterneuburg (bei Wien)

Kierlingerstr. 183, Nd.-Oesterreich.